

# **Badische Landesbibliothek Karlsruhe**

**Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe**

## **Der Volksfreund. 1901-1932 1915**

52 (3.3.1915) Unterhaltungs-Beilage

# Unterhaltungs-Beilage

Karlsruhe, 3. März

des „Volksfreund“

Nummer 52 — 1915

## Ueber Kriegslisten

plaudert A. Loert Dertel in einem Aufsatz von „Ueber Land und Meer“ (Deutsche Verlagsanstalt, Stuttgart). Die List als ein wichtiges Mittel im Kriege hat Friedrich der Große gleichsam offiziell anerkannt, wenn er im 11. Artikel seiner „Generalprinzipien im Kriege“ sagt: „Man bedient sich im Kriege der Löwen- und Fuchshaut, eines um das andere; die List gelingt öfters, wo Gewalt Schiffsbruch leiden würde; es ist also schlechterdings nötig, sich beider zu bedienen, weil öfters die Gewalt durch die Gegenwehr abgetrieben werden kann, wo hergegen zum öfteren die Gewalt der List weichen muß.“ In dem gegenwärtigen Weltkriege bestätigt sich diese Anschauung mehr denn je, und eine kleine Auslese aus der Fülle der angewandten Kriegslisten zeigt, wie erfindarisch unsere Feldgrauen in der Täuſchung des Feindes sind. Eine gelungene strategische List war z. B. die Vernichtung der 11. russischen Kavalleriedivision bei Soldan. Eine ganze Division russischer Reiter griff damals ein Häuflein litauischer Dragoner an, die dem übermächtigen Feinde ruhig mit eingelegten Lanzen entgegenporgten, um — auf ein Hornsignal rechts und links auseinander zu fliegen, sodas nun versteckte deutsche Maschinengewehre ihr Nachwort sprechen konnten. Ähnlich erging es der 2. englischen Kavalleriebrigade bei Thulin. Die britischen Reiter wollten gegen ein paar scheinbar nur schwach durch Infanterie gedeckte deutsche Batterien eine tadellose Attade durchführen und legten zu ihrem Schreden in deutsches Maschinengewehrfeuer hinein.

Unsere Reiter sind ja überhaupt groß in Listen, und an erster Stelle stehen die Ulanen. So sahen sich drei Ulanen auf einem nächtlichen Patrouillenritt plötzlich entdeckt und von starken russischen Kavalleriepatrouillen verfolgt. Zwei von ihnen verloren kurz vor einem Dorfe die Pferde. Schnell entschlossen eilten sie in die vom Feinde besetzte Ortschaft hinein, in der Hoffnung, dort ein paar Pferde aufzutreiben zu können. Sie kommen bis vor ein Stallgebäude, treten ein und — finden sich einer großen Anzahl von Russen gegenüber. Schreden auf beiden Seiten. Unsere kühnen Ulanen aber verlieren ihre Geistesgegenwart nicht, sondern der eine macht den Russen verständlich, die Deutschen hätten das Dorf genommen, und wer sich widersehe, werde erschossen. Das Schießen und Herumjagen der russischen Patrouillen, die die drei Deutschen draußen wie Stecknadeln suchten, ließen die Russen glauben, daß die Feinde wirklich im Dorfe seien; sie werden von den beiden Ulanen entworfen und eingeperrt, während unterdessen der dritte die Pferde aus dem Stall zieht, auf denen sie dann wohlbehalten davonsprennen.

Ein andermal stehen ein paar deutsche Jäger in den Vogeln auf Vorposten und sind plötzlich von französischen Alpenjägern umzingelt, die sich unbemerkt herangehlichen haben. Die Franzosen haben sie noch nicht entdeckt; aber jeden Augenblick können sie gefangen werden, und wer wird dann die Meldung von dem Herannahen des Feindes nach den deutschen Stellungen bringen? Ein Jäger findet den Ausweg. Nachdem er seine Kameraden verständigt hat, springt er auf, gibt auf die Franzosen zu, wirft sein Gewehr weg und gibt sich mit lauten theatralischen Gebärden als Flüchtling zu erkennen, der von den Deutschen derzerrt ist, um sich den Franzosen anzuschließen. Während die Alpenjäger den vermeintlichen Deserteur umringen, damit er ihnen die Stellung der Feinde verrate, entkommen die beiden anderen unbemerkt. Der Brave aber führt nun die Feinde direkt in das Feuer der Deutschen hinein, so daß sie die schwersten Verluste erleiden. Er selbst wird dabei tödlich verwundet und das Eiserne Kreuz konnte nur noch den Sterbenden schmücken.

Sehr häufig haben unsere Feldgrauen den Feind durch Strohpuppen getäuscht, mit denen sie z. B. bei La Basse ganze Schützengraben ausfüllten; Puppen und auf Stöden getragene Mäntel und Hüten wurden auch bei Angriffen benützt, indem die Unserigen sie aufrecht vor sich her schoben. Im Argonnenwald hat man einmal mit solchen Puppen einen prachtvollen Sturmangriff unternommen. In einem weiten Durchblick, in dessen Mitte sich eine kleine Erhebung befand, gruben unsere Feldgrauen viele Gänge bis dicht vor den Hügel und bauten Holzwellen hinein, über die sie die Puppen ließen. An die Seile wurden nun die Puppen gebunden, so daß ihr Obertheil deutlich zu sehen war. Dann setzte man die Maschinen in Bewegung, und wild stürmten nun die Puppen vor; das mörderischste Feuer konnte ihren Angriff nicht aufhalten. Eiligst zogen die Franzosen dort starke Truppenmassen auf, um die Unserigen einige benachbarte entblöhte Stellen ohne große Mühe und Verlust nehmen konnten. — Die Oesterreicher verwendeten bei Progar gegen die Serben, um über die Sabe zu kommen, eine große Anzahl von Holzstäben, Säcken mit Kork und Schweineblasen, denen Soldatenmützen aufgesetzt waren. Diese „Schwimmer“ ließ man in der Dunkelheit über den Fluß treiben; die Serben schossen wie toll auf die Soldatenmützen, unter denen sie Angreifer vermuteten, verschossen sich, und nun unternahm die Oesterreicher mit Glück den Angriff.

## Aus feldpostbriefen.

### Ueber die Einrichtung eines Schützengrabens

gibt ein junger Karlsruher Genosse in einem Feldpostbrief folgende anschauliche Schilderung: Wir sind nun schon acht Tage ununterbrochen im Schützengraben, ohne vorerst Hoffnung zu haben, abgelöst zu werden. Daß unserer ausgezeichneten Stellung kann man es schon längere Zeit im Graben aushalten. Es ist nämlich gar nicht so schlimm hier, wir sind jetzt mit dem Bau unserer unterirdischen Villenkolonie nahezu fertig. Die Hauptstraße ist der Laufgraben, er geht von der Nordsee bis nach

Welfort. Die Nebenstraßen gehen von der Hauptstraße nach den Dedungen und Unterständen. Die Dedungen sind ganz mit Holz ausgefüllt, mit Wänden versehen, sowie mit Dielen, Dachpappe und aufgeworfener Erde gedeckt. Außerdem sind sie, da sie zur Beobachtung des Feindes bestimmt sind, sämtliche mit Schießscharten versehen. Eine jede Dedung hat zwei bis vier solcher Scharten. Die Unterstände sind unsere Wohnungen. Sie sind ungefähr zwei Meter breit, fünf Meter lang und zwei Meter hoch. Der Eingang ist mit einer Jagen. Glasüre versehen, zum Schutze gegen Kälte und damit man bei Tage die Kerzen spart. Die Decke ist ziemlich hart, damit man gegen feindliche Granaten geschützt ist. Sie besteht aus einer Schicht von zirka 20 Zentimeter dicken Balken, einer Schicht Eisenschienen, eine Schicht Stroh, wieder eine Schicht Balken und Stroh, dann ist sie bedeckt mit Dachpappe gegen Risse und oben drauf ungefähr mit einem halben Meter tiefer Erde. Verschiedene haben ihre Probe gegen Granaten schon bestanden. Die Inneneinrichtung ist folgende: In der Mitte steht ein kleiner Ofen. Die vordere Hälfte dient als Aufenthalts-, Schreib-, Spiel- und Schlafraum. In der Mitte steht ein Tisch, an der Wand sind Bänke angebracht, außerdem sind noch zwei Stühle und ein Lehnstuhl vorhanden. An der Wand hängen Kleiderkasten und Spiegel und Bilder fest an der Wand. Die Wanduhr, sowie Spiegel und Bilder fest an der Wand. Die hintere Hälfte dient als Schlafraum und bietet Platz für 6-7 Mann. Der Boden ist mit Stroh bedeckt. Auch fehlen die Hausnummern nicht. An der Hauptstraße, neben der Kreuzung der Nebenstraße, welche zum Unterstand führt, ist eine schwarze Tafel angebracht, auf welcher in weißen Lettern der Name der Kompanie angegeben ist, welche den Unterstand bewohnt. Ein Telefon verbindet die verschiedenen Unterstände miteinander. Jede Kompanie hat ihre Telefonstation, welche von zwei Telefonisten bedient wird. Es fehlt uns bloß noch Wasserleitung. Das Wasser müssen wir im nächstgelegenen Dorfe holen. Ich muß sagen, aushalten kann man es schon, doch macht sich ab und zu eine gewisse Sehnsucht nach der Heimat bemerkbar, da man hier halt doch von der Außenwelt fast ganz abgeschnitten ist. Fr. 1418.

## Vermischtes.

**Vogelschmieden.** Ein wichtiger Bestandteil der Nahrung unserer einheimischen Vögel, die uns auch im Winter nicht verlassen, sind die Früchte der Bäume und Sträucher. Soweit diese Früchte, wie zum Beispiel die der Eberesche oder „Vogelbeere“ (Sorbus aucuparia), nicht von einer harten Schale umgeben sind, ist es für die Vögel nicht schwer, in den Besitz der nachreifen Teile zu gelangen. Anders aber ist es bei den Nüssen, Eichen, Bucheckern und ähnlichen hartschaligen Früchten. Solange diese noch fest am Zweige hängen, ist es vielleicht stellenweise noch möglich, daß ein nicht gar zu großer Vogel sich auf den Zweig setzt und sich den nachreifen Samen aus der Frucht herauspflückt. Da aber die oben genannten Früchte schon bald nach der Reife abfallen, so müssen sich die Vögel schließlich auf eine andere Weise helfen.

Vielleicht ist schon manchem Leser dieser Zeitung aufgefallen, daß in der rissigen Rinde goldreicher alter Bäume häufig Früchte eingelagert sind. Zum Beispiel an Eichen, Eichen, Ulmen, Robinien (die gewöhnlich irrtümlicherweise als Magnien bezeichnet werden), überhaupt an allen Bäumen, deren Rinde im Alter nicht glatt bleibt wie die der Buchen, kann man solche Früchte fast regelmäßig finden. Es hat zunächst den Anschein, als ob diese zufällig dorthin gefallen und hängen geblieben sind. Aber das kann ja nicht sein. Denn nicht selten finden sich beispielsweise in der Rinde der Eichenstämme Kastelnüsse und Bucheckern festgeklemmt, selbst wenn in unmittelbarer Nähe gar keine Kastelnußsträucher und Buchen stehen. Außerdem sind die Früchte in den meisten Fällen so fest in die Rinde der Bäume hineingewachsen, daß es schwer fällt, sie mit den Fingern herauszuholen. Schon daraus geht hervor, daß es sich hier kaum um einen Zufall handeln kann. In der Tat ist nun auch beobachtet worden, daß Vögel Früchte, aus denen sie die Samen fressen wollen, so an den Baumstämmen anklemmen. Auf der Erde würden die Früchte, die eine glatte und feste Schale besitzen, die sich schwer durchdringen läßt, immer fortgleiten und rollen. Sind sie dagegen in der oben beschriebenen Weise in eine feste Lage gebracht, so ist es für die Vögel, die sich in der rauen Rinde leicht einzuklinken können, nicht schwer, die Schale zu öffnen und den nachreifen Samen herauszufressen. Nun erscheint es auch begreiflich, daß man, wie schon oben als Beispiel angeführt war, in der Rinde einer Eiche außer Eichen auch andere Früchte, Kastelnüsse und Bucheckern, findet. Diese können an den Stämmen der Kastelnußsträucher und Buchen nicht befestigt werden, da deren Rinde zu glatt ist; sie müssen also nach einem fremden Bäume mitgenommen werden. Fast immer findet man die Früchte vollkommen leer; nur wenn einmal ein Vogel von dem zugerichteten Mahle vertrieben wird, findet auch angebrochene Früchte zu sehen.

Im Volksmunde heißen die tiefen Risse in der Baumrinde, die von Vögeln in der oben beschriebenen Weise benutzt werden, „Vogelschmieden“. Es ist gar nicht schwer, solche zu entdecken; denn in unseren Wäldern befinden sich im Winter an jeder alten Eiche, überhaupt an jedem älteren Baume mit rissiger Rinde mit ziemlicher Wahrscheinlichkeit sogar mehrere Vogelschmieden. Dagegen ist es natürlich ein sehr glücklicher Zufall, wenn es einem gelingt, einmal einen Vogel bei seinem Mahle zu beobachten. Fr. J. Meyer im „Prometheus“.

**Starke Anwachsen des Sonnenvulkanismus.** Seit Anfang Februar 1915 macht sich auf der Sonne eine bedeutend erhöhte Fledentätigkeit bemerkbar; eine ganze Anzahl neuer Fledengruppen, teils von sehr beträchtlicher Ausdehnung, zog bisher in beiden Fledenzonen über die uns zugewandte Sonnenhälfte. In der nördlichen Fledenzone beobachtete man vier, in der südlichen zwei getrennte Gruppen, von denen einige, insbesondere eine große Gruppe die Südzone, aus sehr vielen größeren, kleineren und punktförmigen Einzelheden gebildet wurden, während eine andere Gruppe der Nordzone wieder einen umfangreichen Hauptfled mit mächtigen dunklen Kern und breitem Hof (Pannumbra) zeigte. Diese letzte, die bemerkenswerteste Fledengruppe, sah ich am 8. Januar nahe dem Nordpolrande, durch die Kugelgestalt der Sonne noch stark verjüngert, schon mit deutlichem Hofe auftauchen — sie hatte am 6. Februar am Rande selbst gestanden. Bei weiterem Fortschreiten entwickelte sich der Hauptfled der Gruppe zu einem Gebilde von achtungswerter Größe, zwar nicht durch eigenes Wachstum, wohl aber infolge der günstigen Lage für die Beobachtung; seine wahren Durchmesser betragen in der Längsachse etwa 32 000 und in der Breitachse rund 28 000 Kilometer (der Sonnendurchmesser ist gleich 1 381 000, der Erdurchmesser gleich 12 756 Kilometer). Den

mittleren Sonnenmeridian überführt der Fled am 13. Februar. Von Interesse waren auch die weit ausgedehnte erste und die mit einem schönen Doppelfern beobachtete zweite Fledengruppe der Südzone. Es bedarf kaum der Erwähnung, daß diese Fledengruppen an diesen Observatorien beobachtet worden sind, u. a. hat sie auch Herr Jantsch in Landstuhl verfolgt. Aus der gesteigerten Eruptionsfähigkeit des Sonnenkörpers ersehen wir, daß das bevorstehende Maximum mit Macht heranrückt. Legt man für das letzte, sehr lange, nämlich von 1906 bis 1908, wachsende Fledennormum das Jahr 1906 zugrunde, so würde das nächste in das Jahr 1917 fallen, eine Annahme, die auch wohl mit dem gegenwärtigen Verhalten des solaren Vulkanismus in Einklang steht.

Die „eiserne Maske“ im französischen Meer. Die sehr großen Verluste, die das französische Heer an Offizieren und Unteroffizieren auf Beobachtungsposten erlitten hat, haben einen französischen Reserveoffizier, den Hauptmann Bropanat, auf den Gedanken gebracht, einen Schutzhelm zu erfinden, den der Beobachtende sich aufsetzt. Diese aus Stahlblech bestehende und mit Nickel gepanzerte Kopfbedeckung, die in ihrer unregelmäßigen Kugelgestalt einem Taucherkelch ähnlich sieht, verhindert, daß die Offiziere, wenn sie das Fernrohr vor die Augen heben und dabei etwas aus dem Schützengraben heraus sehen, durch einen Kopfschuß getötet werden. Aber nicht nur der Kopf, sondern auch die nicht minder gefährdeten Hände werden geschützt, denn die Augenlinsen des Schutzhelms sind so eingerichtet, daß die Gläser des Fernrohrs gerade hineinpassen und die Richtung des Strahlstrahlers wird durch zwei Schätze reguliert, die der Offizier in der Hand hält. Die Hände brauchen also gar nicht an den Kopf gehoben zu werden. Diese „eiserne Maske“ soll sich bei Versuchen gut bewährt haben und die stets optimistischen Franzosen erhoffen von ihrem „grußvollen Aussehen“ auch noch eine einschüchternde Wirkung auf die Deutschen.

**Werden die Menschen kleiner?** Es ist eine weit verbreitete und oft gehörte Ansicht, daß die heutige Menschheit an Körpergröße und -stärke den Menschen früherer Jahrhunderte, namentlich den Rittlern des Mittelalters erheblich nachgeben, daß wir überhaupt degenerieren und daß damit auch unsere Wehrkraft beständig zurückgehe. Demgegenüber betont Dr. Widmer, der eingehende Untersuchungen über die Rekrutierung und die Militärtauglichkeit in der Schweiz angestellt hat, daß das nur vorgefaßte und zwar grundlos falsche Meinungen seien. Er sagt ausdrücklich: „Ich habe im Zeughaus zu Zürich bei Anlaß eines Wiederholungskurses für Militärärzte zahlreiche Proben und Messungen vorgenommen und dabei das Resultat erhalten, daß die daselbst zahlreich vorhandenen Soldatenkörpernisse dem Mittelmaße unserer Leute nicht passen, sondern zu eng sind. Von den vornehmen Rekruten passte die größte für einen Mann von 86 Zentimeter Brustumfang; für einen solchen mit 96 Zentimeter war keine zu finden, die hätte getragen werden können. Es sei übrigens noch erwähnt, daß die Harnsäure und Epithelien auf dem Marsche nicht getragen, sondern nachgeführt und erst unmittelbar vor der Schlacht angelegt wurden. Die Rekruten beweisen somit gerade im Gegenteil, daß unsere Generation körperlich nicht geringer, sondern eher besser entwickelt ist als die alten Eidgenossen.“ Was für die Schweiz gilt, gilt auch für Deutschland. Bei allen, die sich jemals ernsthaft mit dieser Frage beschäftigt haben, herrscht auch nicht der mindeste Zweifel darüber. Aber das Vorurteil und die kindlichen Vorstellungen über die Feldentätigkeit der Mittelzeit sind immer noch so weit verbreitet, daß es gut ist, öfters auf den wirklichen Sachverhalt hinzuweisen.

## Heiteres.

**Aus dem Simplissimus.** In der Berliner Untergrundbahn sitzt nahe bei der Tür eine sehr dicke Dame, die sich etwas aufdringlich „vornehm“ gebietet. Bei der nächsten Haltestelle kommt ihr im Gedächtnis ein Mann so nahe, daß er sie da, wo sie an ihrem Gegenstande wirkt, stützig berührt. Der Mann ist ganz erschrocken und stammelt übereifrig: „O Radom, Radom!“ Aber die sehr vornehme Dame ist tödlich beleidigt und leif: „Wenn Sie sich schon entschuldigen, dann gebrauchen Sie jedenfalls keine Fremdwörter — verstehen Sie!“ Sie schreit es, daß der arme Teufel puterrot wird und der ganze Wagen aufschreit. Alle sind entsetzt, nur ein echter Berliner Junge schreit gefaßt und seelenberuhigend: „Nanu — was soll mir denn da für ‚Weschnunge‘ sagen — das ist doch doch n Fremdwort!“ Der ganze Wagen erdröhnte vom Gelächter, und die Dame entwich mit Erlaubnis! (Fleg. Wäcker.)

**Aus der Jugend!** Auf einem der ersten Lehrgangsmarsche soll das Durchgehen von Meldungen und Befehlen in der Marschkolonne geübt werden. Der Witzfeldwebel gibt den Befehl zum Weitergehen: „Die 1. Kompanie bezieht nordöstlich von O. Wäval.“ Nach kurzer Zeit fragt er den Flügelmann am andern Ende der Marschkolonne nach der Meldung. „Die 1. Kompanie kriegt nordöstlich O. Wäval!“ war die Antwort.

**Im Gemeinderat.** Ein oberbairischer Stadt, die fortwährend mit starker Einquartierung belegt ist, infolge deren die Lebensmittel reichenden Absatz finden, wurde schäblich darüber geklagt, daß die Herren Ratsler für ihre Waren über Gebühr hohe Preise fordern. Bei dieser Gelegenheit ward bekannt, wie einer dieser biederen Meister voll Profitfreude seines Herzens schreie woorichtig weit öffnete, indem er diese ernste, für viele so lehrreiche Zeit also kennzeichnete: „Das sind Zeial! Die soll' ma anbinda kinnal!“

**Ein Aufschneider.** Einige Deutschmeister erwachen morgens in einem galizischen Bauernhaus und geraten in Streit. „Was ist denn,“ sagte der Feldwebel, „müß' s es denn gleich in aller Fruch streiten?“ „Weil halt der Reiner Toni behaupten tut, er hat am Fliß!“ „Weil ärgerlich einer der Soldaten. Was ist denn dabei?“ fragte der Feldwebel ganz erstaunt, „mir kam ja doch alle Fliß gnu!“ „Na, oßdam; aber der Reiner Toni, der Aufschneider, behauptet, er hat nur einen!“

## Aus der Zeit.

Ein Meuchelmörder mischte Gift und saltete die Hände: „Ach, lieber Gott, sieh, wenns ihn trifft, Sieb ihm ein sanftes Ende, Tu's mit, so laß ihn unterliegen Und meine gute Sache siegen.“ — „Wer bist du, Deuchler?“ fuhr der Herr ihn an. „Ach, lieber Gott, dein frommer Englischmann.“ Franz Herold (Wien).